

Astern 1885.

„Stehe auf!“

Dir zum Troste, dir zur Freude
Schloß sich auf das Hirsweiden;
Bis es dir erlösen durfte,
Stand es harrend manches Weichen.

Sturm und Regen rauber Tage
Hielt die Knosepfe fest geschlossen;
Doch von warmer Dierferne
Ward es endlich aufgelöst.

„Stehe auf“ — die Hirsbotschaft
Ist dem Weichen auch erlungen,
Und so ist aus langen Weide
Es zur Freude durchgebrungen.

Und das Weichen, daß es heute
Dir zum Hirsboten werde,
„Stehe auf“ — ruht es bei leise —
„Aus dem Schmer dieser Erde!“

„Du auch, still wie ich ergaben,
Trägt im Herzen Angst und Weide —
Freie heut' ein neues Leben,
Stehe auf zu neuer Freude!“

Karl Lehmann.

Das Osterfest steigt als ein Fest des Lichtes und der Freude auf die Erde herab. Nicht bloß für jene kleine Diergemeinschaft, die beim ersten Frühllicht zum offenen Grabe des Erlösers wallt, ein Fest des Lichtes und der Freude für Alle, die sich im Geiste jener kleinen Gemeinde anschließen. Den Mittelpunkt aller östlichen Gedanken bilden der am offenen Grabe gewonnene Unsterblichkeitsglaube und die mächtige Auferstehungshoffnung.

Die uralte Frage von der Unsterblichkeit des Menschen! Eine Frage, über welche man in der Kürze kaum etwas sagen kann, was ihrer nicht ganz unwerth wäre, der man aber sofort mit vollem, regen Interesse entgegentritt. Niemand möchte doch die Frage als eine gleichgültige auf sich beruhen lassen, ob unser Dasein im Tode von der schwebenden Macht des Nichtseins verschlungen wird, oder ob etwas in uns ist, was diese größte Katastrophe zu überdauern im Stande ist. — Jeder, den jemals ein lebendiges Gefühl durchdrang von dem, was Dasein, Leben, wirkende Existenz ist, möchte diese größte Frage vor dem Moment gelöst haben, in welchem er „in das unbedeckte Land eingeht, von dem Bezir kein Wanderer zurückkehrt.“ Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage, — auf welche zu antworten die Religion immer für ihre besondere Aufgabe gehalten hat.

Ist es etwas anderes als Selbsttäuschung, wenn man die Frage nach unserer persönlichen Fortdauer für eine gleichgültige erklärt? Wenn schon das Kind beim Seingeben von Grabe der Mutter oder des Vaters sich mit Nachsinnen beschäftigt, wo es denn fortan die Seele suchen solle, die bisher durch Wort und Blick, in Liebe und Ernst zu ihm gesprochen hat, wenn wir uns in Gedanken unmittelbar vor den Augenbild stellen, der für uns der letzte in der Reihe der irdischen Augenblicke ist: wer wagt es da noch zu sagen, daß es für ihn ganz gleichgültig sei, ob er nach diesem Augenblicke in ein gähnendes Nichts falle, als ob er vorher nie dagewesen oder als er mit dem Tode in eine neue Form vollkommener Existenz unter völlig anderen Lebensbedingungen trete? Wer diese Frage als eine gleichgültige ansieht, der kann seinem Leben kaum eine höhere Bedeutung beilegen, als die Bedeutung, welche vielleicht ein Blatt am Baume, eine Welle auf der bewegten Oberfläche des Wassers hat.

Nein, diese Frage ist keine gleichgültige, sie ist auch keine selbsttätige. Wohl sagt man: „Es ist eher trübselig, selbstthätiges Ich, das ihr im Tode nicht darangehen, das ihr zu einer höheren Lebensphäre erhoben wissen wollt! Ihr habt eine wunderbare hohe Meinung von eurer Person, daß ihr dieselbe auch noch unsterblich sehen müßt!“ Wahr gesprochen — wir wollen unter Ich nicht so ohne Weiteres daran geben, denn es handelt sich dabei um Menschen, um persönliche Wesen, um Wesen, welche nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind. So groß, so wunderbar, so mannigfaltig und vielseitig die Welt ist, die wir aus der Erfahrung kennen, so hat sie doch keine höhere Wesenheit aufzuweisen, als die menschliche. Das macht: das Ebenbild, welches der Schöpfer dem Menschen mit auf den Weg gegeben hat, leuchtet aus seinem Auge, aus seiner Seele. Und dieses Ebenbild sollte Krankheit, sollte der Tod zu vernichten im Stande sein? Dann wäre der Tod nicht mehr „ein Schnitt, geführt vom höchsten Gott“, sondern er wäre der höchste Gott selber — dann wäre also alles Leben, alles höhere Sehnen und Streben, wie es die Seele des Menschen erfüllt, einfach zwecklos, weil es sein Ziel niemals erreichen würde. Neme man ruhig die Unsterblichkeitshoffnung eine selbstthätige — aber in dem Sinne, daß man nach dem Tode sein eigentliches Selbst, d. i. Gott, von dem wir genommen sind, sucht und findet.

Uralte ist die Frage nach der Unsterblichkeit des Menschen; allgemein verbreitet ist dieser Glaube auch im Gebiete des Heidenthums. Freilich finden wir da düstere, nebelhafte Vorstellungen, aber diese nebelhaften, schwankenden Vorstellungen von einem jenseitigen Fortleben der Seelen, die gar keinen Kern und festen Mittelpunkt haben, die, sobald man sie fassen will, in Dampf zerfliehen, — ist es nicht wunderbar, daß sie nicht an ihren eigenen handgreiflichen Widersprüchen in Nichts zerfallen? — zeugen sie nicht in ihrer Verzerrung und Entstellung für diese höchste Wahrheit, welche der Mensch zu denken im Stande ist? Wenn der Aste die Seelen seiner Verstorbenen in Gräbern, im Dämmer der Wälder, in abgelegenen hümpfigen Gegenden weilen glaubt, wenn das hellenische Volk von einer Unterwelt träumt, in welcher die Abgeschiedenen ein in endlosen Einzelkeit mattes, schattenhaftes Dasein fortführen; wenn unsere Urväter sich in die freudenvolle Walhalla hinübersehnten und wenn der Gebräuer in das bleiche Schattenleben des Scheol herabzulaufen zu müssen glaubte, so finden wir hier überall einen Unsterblichkeitsglauben, aber dieser Unsterblichkeitsglaube hat keinen Trost, um den Schmerz des Todes zu stillen, weil er keine Hoffnung hat, um den Tod in eine Geburt zum Leben zu wandeln.

Es wäre traurig um das Leben bestellt, ja das Leben wäre seines hohen Einjages an Mühe und Arbeit nicht werth, wenn die menschliche Persönlichkeit nichts weiter wäre, als ein Ton, der flüchtig in der Luft verhallt, nichts weiter, als die Welle, die im Lebensstrome bis zur Unkenntlichkeit geschohen und gebrängt wird. Gottlob! die menschliche Persönlichkeit hat in Gottes Augen doch ein anderes Aussehen — sie ist nach dem Ebenbilde des Vaters geschaffen. Das befragt Alles und wer eine weitere Würdigkeit verlangt, der versetze sich in Christi lebensvolles Wort: Ich lebe und ihr sollt auch leben; Das Weizen Korn vermodert, aber die Frucht muß treiben und die Grabhügel sind schon die Bergspitzen, hinter denen des Vaters Haus sich aufhört für die heimwehschwermere Seele.

In einem schönen Budge las ich neulich, daß der Mensch nicht ein Mal lebe, sondern drei Mal! Seine erste Lebensstufe ist ein fester Schlaf, die zweite eine Abwechslung zwischen Schlaf und Wachen, die dritte ein ewiges Wachen. Auf der ersten Stufe lebt er einsam im Dunkel, auf der zweiten lebt er geistlich aber gesondert neben und zwischen andern in einem Lichte, das ihm die Oberfläche abspiegelt, auf der dritten versteht er sich mit andern Geistern zu neuen Geistern und durchschaunt das Wesen der endlichen Dinge. Der Uebergang von der ersten zur zweiten Lebensstufe heißt Geburt, der Uebergang von der zweiten zur dritten heißt Tod.

Manch' einer sagt wohl: Unsterblichkeit — Fortleben — Unsterblichkeit! es muß wohl so sein, denn es giebt ja nichts als einen wirklichen Tod. Jedes sterbende Glied des Weltalls wird durch Zermalnung und Verwandlung ein Element neuen ewigen Lebens. Wie die sterbende Pflanze in der Lebenskraft fortlebt, die sie als Samenform oder als Pflanze der Muttererde abgibt, so lebt jedes in's Grab sinkende Menschengeschlecht fort in den Nachkommen, die es erzeugt hat, lebt die Mutter in den Kindern fort, die sie geboren, lebt der Dichter und Künstler in seinen Schöpfungen fort und so, folgert man weiter, lebt auch Christus fort in seiner durch seinen Geist befruchteten Gemeinde. — Gemüß, daß ist so wahr, daß es noch nie einem Menschen einfiel, daran zu zweifeln: aber kann das die volle Wahrheit sein? Wohl dem, der ein segnetes Andenken auf Erden hinterläßt, aber wie Viele gehen ungegnet durch das Leben? Und sie wären nur verraucht, wie ein Luftstrom?

Nein, erst die Osterbotschaft hat die volle Wahrheit: Christ ist erstanden! — des freuen und trösten wir uns. Damit erhält erst unser Leben seinen Werth, damit verliert der Tod seine Schrecken. Das führt uns aus der rasch verrollenden Zeit in die schwebende Ewigkeit. Wie der Uebergang sein wird? Wie es der Seele zu Muth sein wird, wenn sie an des Vaters Herzen ausruht? Wir wissen es nicht, aber die ahnende Dichterseele tastet sich in das Jenseits hinüber und singt poetisch hart in gläubiger Zuversicht:

Wenn mich nach einem froh verlebten Tage
Als Kind die Mutter losst zur Wiege trag,
Und ich neugierig sie nach morgen traug,
Da sprach sie laut, erbare dir die Frage,
Ein jeder Tag hat seine Lust und Plage!
Doch heut dem meines Herz voll Freude sing,
Dah Gott dich süß und lieb, ist dir genug,
Und daß ich liebend dich zu Bette trag.
Wenn nun nach mancher Freude, manchen Sorgen
Wirt einst des Lebens letzte Stunde schlägt,
Soll ich von hegen Zweifel denn herunter,
Dich fragen, Herr, nach einem künftigen Morgen?
Nein endlich glaubend halt ich mich geborgen,
Als ob die Mutter mich zu Bette legt. K. St.

Der Delzweig von Avignon.

Aus Bismarck's Leben erzählt von Christoph W. Id. Avignon, die Stadt der Mönche und der Glocken, hat heute außer 43 Kirchen und dem Palast der Päpste wenig

Lebenswürdigkeiten, und doch läßt es auf alle Besucher der Provence eine große Anziehungskraft aus; ist doch der Geburtsort von Petrarch's Laura und durch die Annuth seiner frommen Frauemwelt berühmt. Auch die jungen Hochzeitspaare, welche die Strecke Paris-Lyon passiren, verabüumen nicht, einen Tag in dem regen düstern und doch geheimnißvoll anziehenden Avignon zu verbringen.

Ein solches im Honeimond der jungen Ehe schwärmendes Pärchen mochte es wohl sein, das unberrt um den Schwarm der Geschäftstreibenden im Hotel Beau Sejour am Quai an der Table d'hote saß und munter über Südfranzösisch plauderte. Die jugendliche Gattin war mit der Küche keineswegs zufrieden, und ihr Gemahl, ein junger Frankfurter Patriarch, mochte wohl mit Recht behaupten, zu Hause bessere Weine zu trinken.

Da öffnete sich die Flügelfür des Speisezimmers, und ein neuer Gast trat ein, auf den sich unwillkürlich die Blicke der Franzosen richteten. Konnte er doch unter dem kleinen Menschenhügeln der Provençalen für einen Arien gelten. Die markige Körpergestalt, die hohe Stirn, die scharf ausgeprägten Gesichtszüge, der lebhaft glühende Blick der unter buschigen Augenbrauen hart hervortretenden Augen ließen auf eine geist- und kraftvolle Persönlichkeit schließen. Jedermann schien das Gefühl zu haben, daß man diese Gestalt, wenn man sie einmal gesehen, nicht leicht wieder vergißt.

Indessen, unser Frankfurter Pärchen hatte keine Zeit, den Fremdling zu mustern, und erweiterte sich eben über das berühmte Altarbild in der Chapelle de la misericorde, natürlich — war es doch Anfang September 1862 — in deutscher Sprache, als jener mit dem deutschen Gruß vis-a-vis an der Tafel Platz nahm und mit gewöhnlicher Freundlichkeit seinem Ertaunen Worte ließ, Landsleute in der Provence anzutreffen.

In der Fremde folgt dem ersten Wort die Vorstellung auf dem Fuße, und sie wäre eigentlich nur von einer Seite nothwendig gewesen, denn der junge Frankfurter Kaufmann Lünning antwortete, als ihm der Name von Bismarck-Schönhausen entgegenfiel:

„D. Excellenz, zwar habe ich Sie nur einmal in Frankfurt a. M. gesehen, aber in meinem Leben vergehe ich nicht die Aufregung unserer guten Bürgerchaft über die näheren Umstände.“

„Und die waren?“ fragte der deutsche Gesandte zu Paris. „Es war auf der Zeit, am Vorabend des österreichisch-italienischen Krieges und Sie promemirten zum Vortage der Oesterreicher und der Frankfurter, die auf ein Bündniß mit Preußen rechneten, Arm in Arm mit dem sardinischen Gesandten Barral auf und ab.“

„Ja,“ lachte Bismarck, „und zum Vortage des Grafen Rehberg. Aber die Herren Oesterreicher waren rascher wie ich. Am nächsten Morgen hatte ich schon die telegraphische Ordre, die mich nach Petersburg bestellte. — Mais pardon, gnädige Frau — da sehen Sie uns Deutsche. Bei den ersten Worten in der Fremde sind wir so ungalant, über die garstige Politik zu schwärmen, und vergeßen in der Provence den provençalischen Mitteredient.“

Der deutsche Gesandte plauderte wie ein jugendlicher Kavallerist mit der gebildeten jungen Frau, und erst, als schließlich einem gemeinschaftlichen Glas Champagner eine duffige Savanna folgte, kam man nochmals auf die lebige Politik, und Bismarck erzählte, daß er auf der Rückreise von Biarritz sei, wo er mit dem Kaiser Napoleon conferirt habe. Schließlich acceptirte er den Vorschlag Lünning's, sich apres-diner an einem kleinen Ausfluge in die Umgegend zu beteiligen.

Hier in Avignon empfing Bismarck, als er neben der jungen Dame auf dem Küstler der Gaidage Platz nahm die Depesche des Königs Wilhelm, welche ihn nach Berlin berief, um das preussische Ministerpräsidium zu übernehmen. Er machte aus der Nachricht keinen Hehl, die doch Tags darauf in allen Blättern stehen sollte, und sprach die Hoffnung aus, daß es ihm gelingen werde, die Regierung und die Volksvertretung zu verstehen.

Der kleine Ausflug erhielt durch den Zwischenfall keine Unterbrechung. Man fuhr über die prächtige Kettenbrücke am schönen Rhonener entlang bis hinaus, wo zwischen steigenden Klippen die Weinberge mit den Olivenbäumen wechseln. Hier stieg man aus und promemirte in der balsamischen Luft.

Madame Lünning brach einen Doppelzweig von einem jungen Delbaum, überreichte ihn grazios dem Herrn von Bismarck und meinte: „Wädte er Ihnen als Friedenslinder mit Ihren Gegnern nützlich sein.“

„Ich acceptire nur die Hälfte“, erwiderte dieser lächelnd, und eine Noße brechend und ihr die andere Hälfte des Zweiges als duntle Folie gebend, fügte er hinzu: „Die andere Hälfte hinter der Noße fände Ihnen, gnädige Frau, den ewigen Frieden in Ihrer glücklichen Ehe.“

Herr von Bismarck zog eine kleine Brieftasche hervor und barg darin sorgfältig den Delzweig. Seinen anfänglich auf zwei Tage projektierten Aufenthalt in Avignon mußte er abkürzen, und so schied er denn doch flüchtiger Bekanntschaft von seinen jungen Bekannten, die er übrigens 1866 und zur Zeit des Frankfurter Friedens näher kennen lernte.

Otto von Bismarck-Schönhausen, der neue Ministerpräsident, erhielt von König Wilhelm von Preußen den strengen Auftrag, die vielfältige Militärorganisation entweder durch verlässliche Mittel oder durch Gewalt durchzusetzen. Er ging mit dem besten Willen an das Werk und versuchte privatim, Mitglieder der altliberalen und Fortschrittspartei durch Hinhaltungen auf seine weiteren Pläne in der auswärtigen Politik zu gewinnen.

Aber man wollte ihn nicht verstehen, man traute ihm nicht. Er galt als übermüthiger Vertreter der äußersten Rechte, als der funkende Junker.

Damals hatte Niemand eine Ahnung von der Schule, die Bismarck am Bundestage durchgemacht, von seiner Ueberlegenheit über die österreichische Diplomatie, von seinen geistreichen scharfen Urtheilen in Briefen, die fast erst zwei Jahrzehnte später völlig bekannt wurden.

Man hielt es gar nicht für der Mühe werth, sich mit ihm einzulassen.

Als er am 29. September 1862 im Abgeordnetenpaue erschienen, erklärte er sich bereit, das abgelehnte Budget zurückzugeben und ein neues vorzulegen, nur möge man die Militärorganisation annehmen.

In der Budgetkommission versicherte er eindringlich, die Regierung suche Veröhnung, keinen Kampf. Endlich erklärte er, man bedürfe der Militärreform, um nationale Politik treiben zu können.

Darauf erwiderte man ihm, es sei besser, wenn die Regierung durch der Liberalismus moralische Eroberungen in Deutschland mache.

Noch einmal versuchte Bismarck, die Gegner zu erweichen. Er zog seine Briefe heraus, entnahm derselben einen Zweig mit trocknen Blättern und rief (hörtorfich):

„Dieser Delzweig habe ich von Avignon mitgebracht, um ihn der Fortschrittspartei als Friedenszeichen zu bieten; ich sehe aber, daß ich damit zu früh komme!“ Und als man auch für diese Worte nur ein Lächeln hatte, dann ergriff er diese Bismarck empor und sprach jene berühmten Worte:

„Deutschland sieht nicht auf den Liberalismus, sondern auf die Macht Preußens. Preußen muß seine Kraft zusammenhalten, damit der günstige Moment nicht wieder verpaßt wird. Nicht durch Frieden und Beiläufige, wie 1848 und 1849, werden die großen Fragen der Zeit entschieden werden, sondern durch Eisen und Blut!“

Dabei zerbrachte seine Rechte krafftvoll ein Zweiglein mit weissen Blättern und ließ den Staub zur Erde sinken.

Es war der Delzweig von Avignon!

Ein Diner in England.

„Mr. and Mrs. X. request the pleasure of Mr. and Mrs. Y.'s company to dinner on —“ lautet in England die mehr oder weniger stereotype Form der Einladung zu Tisch. Verlesen wir uns in die nebensächliche Lage von Mr. and Mrs. Y. und nehmen wir die Einladung an, so werden wir leicht finden, daß man im Großen und Ganzen bei Feins ebenjo freier wie bei uns zu Hause. Doch wird uns auch die Menge kleiner Unterschiede auffallen, die ebenfalls den Reiz der Menschheit besitzen. Es bleibt ja unserem Ermessen anheimgegeben, ob wir sie für nachahmungswürdig oder vermehlich erachten.

Die Stunde, in der bei den oberen Klassen in England die Hauptmahlzeit eingenommen wird, ist sieben, halbacht, auch acht Uhr Abends, und sämtliche Personen, die wir bei einer einfachen dinner-party vorfinden — etwa ein Dutzend, eher weniger als mehr — befinden sich in vollster Toilette, die Damen meistens in anspruchsvollen Kleidern. Schon erüben die dumpfen Schläge der „Gänge“, die in keinem guten englischen Hause fehlen darf. Man marschirt paarweise in das dining-room, wo die Dame des Hauses von dem Tische an dem einen, der Hausherrn an dem andern Ende, ihr gerade gegenüber Platz nimmt. Allerdinge sitzen sie auch wohl auf beiden Seiten der Mitte des Tisches sich gegenüber. Wie in Bezug auf die Kleidung, so herrscht auch hinsichtlich der Haltung bei Tisch, der Handhabung von Messer und Gabel an einer englischen Tafel eine Sorgfalt und Genauigkeit, wie bei der Gesamtbevölkerung keiner anderen Nation.

Was die englischen Speisen anbelangt, so ist es sehr wertvoll, es man daran gewöhnt ist oder nicht. Schon mancher Engländer lächelt über unsere roten Schinken, Haringstalg, unser Sauerkraut u. dergl., ja widersteht sich davor. Doch, wenn er sich erst überwand, die Dinge zu kosten, so gewahrt er ihnen meistens Schmach ab. So geht es dem Ausländer auch bezüglich der englischen Küche. Ihre Suppen sind nun wohl nicht ihr „strong points“. Derselben scheinen nach japanischen Rezepten zubereitet und sind allemal zu dick und kräftig, daß es nur weniger Löffel voll bedarf, um uns für alles, was nachkommt, den Appetit zu verderben. Speziell englische Suppen sind die Ox-Tail Soup, die aus dem Stücke zerhackten „Hinderhows“ bereitet wird, nach Mr. Gladstone übrigens französischen Ursprungs sein soll, Mulligatony Soup, ein ursprünglich indisches Gericht, das vornehmlich aus Kalbskopf und — Cayenne-Pfeffer besteht, und Giblet Soup, zu der Hals, Kopf, Leber und andere Abfälle von Geflügel die vornehmlichsten Bestandteile bilden. Schon bei der Suppe wird der schwere Keeswein hermgereicht, der ebenjo wie Portwein, überreichlich mit Alkohol untermischt, vornehmlich in Liverpool fabriziert, sich so großer Beliebtheit in England erfreut und den Keim legt zu einer gar blühenden Saat von — Fodagra! Um Abenig trinkt man wenig Rhein- und Lagnarwein, umso mehr aber französischen Rothwein und Champagner — jenen geist und diesen warm! — Ich

will nicht sagen, daß diese Wärmevertheilung die Regel ist, aber gibt es nicht viele Engländer, die geradezu Eis in den Hosen tragen, so gibt es jedenfalls noch weniger, die darauf bedacht sind, ihn auch nur im Geringsten zu erwärmen, und wo der Champagner überhaupt zu Eis in Beziehung gebracht wird, da besteht die Regel nur so oft darin, daß ein Stüchlein Eis in das gefüllte Glas geplumpt wird. Nun, so etwas mag ja auch in anderen Ländern vorkommen, aber im Allgemeinen brauchen sich die Engländer jedenfalls nicht als besondere Weinfeiner aufzuhehlen.

Doch da wird eben erst der Tisch aufgetragen, dessen jedes mecrumstlose Glas naturgemäß eine reichhaltige Auswahl aufzuweisen hat, mag auch die Zubereitung derselben der trefflichen Qualität des Fisches an sich nicht immer angemessen sein. Hierzu giebt es in allen guten Haushaltungen auch ein Glas „Hot“, wie in England aller Rheinwein, von „Hochheimer“ abgeleitet, genannt wird.

Alle Gemüse und Fleischnissen unterscheiden sich von denen der deutschen und französischen Küche insbesondere durch die Einfachheit ihrer Zubereitung, durch den Mangel an Würze und der Sauerz. Die Gemüse werden fast ausnahmslos nur in Salzwasser abgekocht und dann erst beim Essen von Jedermann nach Belieben mit Salz und Pfeffer gewürzt. Beim Kochen aber hat bei grünen Bohnen, Kohl, jungen Erbsen u. s. w. meistens die Köchin ein Stüchlein Soda vermischt mit in den Topf gethan. Das will zwar Niemand recht zugestehen, aber eine ganz kleine Quantität von Soda schadet dem Gemüse gar nicht, verleiht ihm sogar ein ungemein leckeres, festig schickliches Aussehen, und ist muß geteilt, weil gefällt die Zubereitung bei einzelnen Suppen gar wohl. Einfachheit gilt auch bezüglich der Zubereitung aller Fleischspeisen für ein Haupterforderniß. Am einfachsten Beispiel vor dem offenen Feuer geröstet, ist das „Roast beef of Old England“ merckwürdig an Schmachthaltigkeit wie Nährkraft. Durch diesen Vorprozeß behält es jene einladende röstliche Farbe, die man auf dem Kontinent dadurch nachzuahmen sucht, daß man das Fleisch nur halb gar brät. Und das nennt man „englisch gebraten!“ In Wirklichkeit aber rührt ein Engländer Fleisch, das nicht „quite done“ ist, gar nicht an. In Bezug auf Qualität steht das englische und ganz insbesondere das schottische Fleisch obenan. Von einem richtigen „Sirloin“ hat man auf dem Kontinent gar keinen rechten Begriff. Es sollte eigentlich Sir Loin geschrieben werden. Denn die Rinderkuhle, als das beste Stück am ganzen Rind ist wirklich gedellt. Karl II., „der lustige Monarch“, schlug in Anwandlung einer tollen Laune das Loin in der That zum Ritter, und seitdem heißt es „Sirloin“. Fleisch importirt England ganz erstaunliche Quantitäten von Fleisch aus anderen Ländern, jährlich jeht nahezu eine halbe Million lebendigen Rindviehes und mehr als eine Million lebendiger Schafe und noch mehr „todtes Fleisch“. Allein während wir England das Beste von allem schicken, was wir haben, kommt doch das „freshest“ Fleisch dem besten englischen immer noch nicht gleich. Vortrefflich ist auch das „irische Fleisch“, das in halb gereinigtem Zustande von Australien und Neuzealand importirt wird. Dasselbe leidet in der Verpackung in eisfalt gehaltenen Kisten auf der langen Seereise durchaus nicht, wie wenig einladend auch der Gedanke sein mag, „frisches Fleisch“ von einem Hammel zu essen, der vor etlichen Monaten bereits geschlachtet worden. Ich habe das selbst letzten ausprobiert, indem ich eine Hammelleule aus Neuzealand zurichten und einer Anzahl von Freunden vorlegen ließ, die alle wohl wußten, was gut schmeckt, und mit mir hinlänglich vertraut waren, um mit ihrer Ansicht nicht hinter dem Berge zu halten. Niemand merkte dem brauen Hammel etwas Besondere an, als daß er ausnehmend gute Weide gehabt haben müsse. Und als ich schließlich der Gesellschaft mittheilte, wo sein Futter gewachsen, da blieben sie einstimmig seines Lobes voll. Einer von ihnen aber meinte gewiß mit Recht, daß dieses nicht der erste neuzealandische Hammel gewesen, von dem sie Alle gestofen, obgleich sie es nie vorher gewußt. Denn wie viele Restaurants wird es geben, die uns das überreichliche als einheimisches Fleisch vorlegen, wenn nicht schon manche Schlächter dieselbe Verwechslung mit dem Fleisch vornehmen, das sie uns ins Haus senden. Ist doch das überreichliche mehr als 30 pCt. billiger, als das englische. Fürwahr eine große Ergrünnungsschicht, namentlich für England, das doch lange nicht genug produziert, um all' seine Kinder zu nähren.

In Deutschland sind die Fleischpreise momentan ungefähr halb doppelten, als die australischen. Es dürften sich also für das noch in seinen ersten Anfängen begriffene Unternehmen der Fleischfuhrer kaum recht der Mühe verlohnen, dort vor der Hand zu importieren. Allein die deutschen Preise werden im Laufe der Zeit steigen, jene aber bei noch besserer Entwicklung dieses neuen Handelsgewerbes unfehlbar sich verringern. Es mag daher nicht mehr lange währen, daß die riesigen Hammel von jenseits des heißen Equators auch nach Deutschland kommen zur täglichen Nahrung.

Doch zurück zu Mrs. X.'s Tafel, wo bereits die Fuddings aufgetragen. Ihrer giebt es stets eine erhebliche Anzahl. Allein mag auch die Menge derselben als eine Verschwendung erscheinen, so herrscht doch in ihrer Zubereitung eine für den Wohlgeschmack höchst fatale Defonome! Und so ist die große Anzahl derselben allein nicht der Grund, daß oftmals mehrere unberührt wieder vom Tische kommen. Nachden dieselben abgetragen, kommen die Diener mit kleinen Würstchen oder auch silbernen Tellern und säubern das Tischgut sorgfältig von allen Brodkrümelchen, die etwa liegen geblieben. Erst dann wird der Nachschuß aufgetragen und mit demselben auf

dem Dessert-Teller eines jeden einzelnen ein kleines Silberoder auch Porzellan-Bechen mit Rosenwasser, nicht wie jüngst ein Ausländer mir mit gerechtem Entsehen bemerkte, um sich mit Nüsse besen bei Tisch den Mund auszuwischen, sondern um vielleicht den äußersten Zipfel der Serviette hemzutauschen und damit über die von Weinstrauben und dergleichen klebrigen Fingerspitzen und auch wohl über die Lippen zu fahren.

Das Diner ist beendet. Blöthlich erhebt sich nun die Hausfrau und alle Anwesenden folgen ihrem Beispiel. Die Herren bleiben aber auf ihren Plätzen stehen mit Ausnahme desjenigen, der der Thüre zunächst steht. Er öffnet dieselbe, und nachdem sämtliche Damen hindurch geschritten, nehmen die Herren wieder Platz, fassen auf's Neue ihre Gläser mit Portwein und schäumen nun noch ein wenig unter sich bei „Wine and Walnut“, wozu nun auch wohl noch ein Weed gereicht wird, dafern die gestrenge Hausfrau das Rauchen im Eßzimmer gestattet. Sie zieht sich indeffen mit den übrigen Damen in den Salon zurück, der von diesem Zurückziehen — dem Worte withdraw — den Namen Drawing Room führt. Dieser Brauch ist ebenjo allgemein, wie zweckmäßig. Denn aus mehr als einem Grunde sind sowohl die Damen wie die Herren nach einer längeren Mahlzeit gern ein wenig unter sich. Doch kaum haben wir immer Zeit genug, eine Cigarette zu Ende zu rauchen, so heißt es von Seiten des Hausherrn: „Now, gentlemen, shall we join the Ladies?“ und auch die Herren begeben sich ins Drawing Room.

W. J. Brand.

Mannigfaltiges.

Kleine Blumen, keine Blätter.

Wir haben getrunken, was süßer für gute Menschen sei, wenn sie vergaßen, oder wenn ihnen vergaßen wird. Ich besonnte durchaus, vergaßen ist süßer. — Und wie kommt es vor, es ist schöner, Vergessen zu erhalten, weil die Liebe gegen die vergessende Seele durch die eigene Demuth reiner und die fremde Güte größer wird. — Sie leben beide, glaub' ich, unmaßliche Fülle: kein Mensch hat ganz ungeteilt und keiner ganz Recht; und wer vergißt, dem wird zugleich vergeben und umgesehen. — so theilen zwei Menschen, die sich verstehen, immer die Freude der Verzeihung und die Freude der reineren und größeren Liebe mit einander.“

Sean Paul.

Kommt dir ein Schmerz, so halte still, und frage, was er von dir will.

Die ewige Liebe löst dir seinen Bloß darum, daß du mögest weinen.

Emanuel Geibel.

Die Vieh' ist der Sädel des Fortnats.

Je mehr sie giebt, desto mehr sie hat.

Wihelm Müller.

Silben-Aufgabe von J. Leiter.

Aus nachstehenden Silben fünf 29 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Mannich nennen, den jeder gute Kenner an 1. April gelegen haben wird.

a, al, at, be, bran, buk, burg, burgh, cker, col, da, de, den, du, e, e, e, e, e, e, e, fir, gan, gel, ges, hou, i, kat, lah, lam, las, li, h, li, hm, lo, ma, mat, mi, mi, mis, min, na, na, nau, nez, nie, nin, o, pel, rae, rah, ri, roz, ran, sa, so, sel, sol, sil, ta, tan, ter, ti, tim, to, tu, tun, tur, u, vid, vül.

1. Strom in Vorderindien. 2. Mannich Dichter. 3. Gerssäure. 4. Schußstoffe. 5. Säugethier. 6. Vrasfisch in Schwedland. 7. Fluß in Connecticut. 8. Genebites Sebenene. 9. Ausfluß des Zürcher Sees. 10. Sandelölbaum in Westindien. 11. Wechsellicher Vornahme. 12. Nirel. 13. Wechsellicher Vornahme. 14. Zungebites, mit einem Haar verwebenes Stück Metall. 15. Beinname eines berühmten perischen Dichters. 16. Ort in Deutschland. 17. Säugethier. 18. Blumenprade. 19. Stadt in Böhmen. 20. Ghrentheil der Starbinde. 21. Wechsellicher Vornahme. 22. Breitschliche Krovins. 23. Stadt in Spanien. 24. Weisf. Vornahme. 25. Pflanzenart. 26. Arab. Name Gottes. 27. Stadt im französischen Department Vendogne. 28. Instrument. 29. Art baummollenes Zeug.

Räthsel von Franz Warr.

Es loht mit Nacht in ihm des Feuers Gluth, So daß es gar der Hölle zu vergleichen. Aus ihm hervor tritt heile, dumme Früh, Brodat, die Vangechlichwanzeln zu vertheuen. Ein dritter Bau, doch kein Produkt ist gut, Ein erster Theil, durch den es oft erreicht, Daß auf wie unterm Kalb man trocken tipet Und daß auch kein Barium noch trefflich niptet. Doch wird uns ihm ein Zeichen nun entwandt Und dann an dessen Statt ein andres ruden, So blüht's im wohlgelegten Gartenland Als Blumen, die durch Frucht und Duft entäuden, Die lehr beliebt, um schön das Festgewand. Wie auch das Haar manch holden Kind's zu schmiden, Und dir aus jenem drittem Bau erstehen, So bald gesteht der Zeichentanz geuehen.

Charade von Verthold Achen.

Auf grünen Matten ruht gar oft Die Ernte, nicht die Sommerthat; Die Lerten wechseln unverbötigt Und haben Unheil schon gebracht. Es sieht der holde Benz heran, Da tritt alsobald das Ganze ein Und, was der Winter hielt im Damm, Gilt munter fort im Sommerdamm.

Lösungen aus Nr. 13.

- 1. Homogramme: o i s e e b r o i g e l b a a l s e i l r a n g e l i a o l g a

2. Charade: Königstein.

Correspondenzen.

Marie Krüger, Paul Henry, Bernhard Rahnmann, G. Reigt, H. Schmidt, M. S., M. M., H. Hoffmann, R. B., M. Richter, A. H. Richter, H. Schneider, M. S., M. Richter, G. S. in B., M. S., S. Schröder 2 richtig, C. Müller, B. Zander, 1 richtig. Räthselgesellschaft 'Hörig' aus Nr. 13 alles richtig. Frau Clara H... her Alles richtig.

